

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin

Band: 91 (1965)

Heft: 26

Artikel: Jede Sache hat 2 Seiten

Autor: Knobel, Bruno

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-504873>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Jede Sache hat 2 Seiten

Und wenn ich sage, eine Sache habe zwei Seiten, dann untertreibe ich erst noch. Denn meistens hat sie mehr als zwei; und was bedeutsam ist: keine Seite ist die wahre Seite, sondern jede hat nur «etwas für sich», und die Wahrheit liegt, wie so oft und überall, irgendwo zwischendrin. Beispiel?

Das Dialekttheater

Eine Dialektversion von Frischs «Biedermann und die Brandstifter», das Bemühen des Schweizer Fernsehens um Dialektstücke haben Verfechter verschiedener Seiten auf den Plan gerufen. Sie bekriegten sich mit leidlicher Vehemenz, und jeder hat sicher ein Stück weit recht. Mit der Dialektfassung von ursprünglich hochdeutschen Bühnenstücken – so sagen die einen – bringt man ein Publikum an Lautsprecher oder Bildschirm, das sonst das Stück nicht konsumieren und wohl auch nicht völlig verstehen würde. Das mag sein.

Andererseits: Wenn man ein schriftdeutsches, anspruchsvolles Stück durch eine Dialektfassung popularisieren will, dann ist die Gefahr zumindest vorhanden, daß auch die Substanz des Stükkes im gleichen Schritt vereinfacht, simplifiziert, in unzulässiger Weise popularisiert wird. Nämlich: Wer Frischs «Biedermann» in der ursprünglichen schriftdeutschen Fassung nicht zu verstehen vermag, der wird auch das Stück in Dialektfassung nicht unbedingt zu deuten vermögen. Eine weitere Seite: Es gibt die Dialektfreunde, denen jedes Stück Literatur gut ist, wenn es nur im Dialekt geschrieben ist. Ihnen ist ein Dialektstück weniger Literatur

frisch leicht gut



als ein erfolgreiches Gefecht im Sinne der geistigen Landesverteidigung. Von ihnen aus dürfte man Shakespeares «Hamlet» in der Art des Berner Heimatschutztheaters bringen, es wäre wohlgetan.

Andererseits wird gesagt, einen *Schweizer Dialekt* gebe es ja überhaupt nicht, man könne allenfalls im Berner-, im Basler-, im Urner-Dialekt gute Bühnenstücke bringen, es sei aber schwer, ein solches Stück mit guten Schauspielern zu besetzen, die alle den gleichen Dialekt sprächen.

Das führt zu den Argumenten: Es sei gar nicht nötig, daß in *einem* Stück *alle* Schauspieler den gleichen Dialekt sprächen, eine Mischung wirke sogar sehr lebendig, und verstanden würden die verschiedenen Dialekte ganz gewiß.

Da treten indessen jene auf, die erklären, ein Churer verstehe doch nicht unbedingt den stubenreinen, echten Schaffhauserdialekt. Werde ein Dialekt nämlich noch unverfälscht, nach altem Herkommen gesprochen, sei er Schweizern aus einer andern sprachlichen Region kaum mehr verständlich.

Dagegen wenden sich jene, die der Meinung sind, es sei schön und recht, einen herkömmlichen Dialekt mit alten, fast vergessenen Wendungen und Ausdrücken zu erhalten und zu konservieren; wenn er aber nicht mehr allgemein gebräuchlich sei, dann sei er auch nicht mehr lebendig; Sprache sei aber etwas Lebendiges, Wandelbares. Den Wandel müsse man akzeptieren. Dialekttheater müsse also nicht alte sprachliche Relikte aufbügeln, sondern dürfe in unserer normalen, von keinerlei Dialekt-Chauvinisten überholten Umgangssprache gesprochen sein, die noch immer kräftig und direkt genug sei. Und wieder andere sind der Meinung, schön, erhalten, sauber, gepflegt sei nur die Hochsprache.

Wenn ich auch der Meinung bin, die Wahrheit liege, wie schon gesagt, irgendwo in der Mitte, halte ich eine solche Diskussion doch für äußerst wertvoll.

Die Königin

Fernsehen, Radio, Illustrierte und Tageszeitungen barsten letzthin fast vor Schilderungen der Queen in Deutschland. Was sie tat und nicht tat, weshalb sie das tat oder nicht tat, was sie sagte und wie und wo und warum und wann, und was sie

hier an Kleidern trug und dort, und was die andern trugen, und wie sie lächelte und sogar wie sie nicht lächelte und weshalb; der Kranz für Beethoven, die Wein-kiste für die Queen, die historische Reminiszenz für das Volk, das Gähnen beim Rosenkavalier, die Landeshymnen dort und dort und nochmals dort und die bayerische Nationalhymne «Gott mit dir, du Land der Bayern», und der Staub, den sie aufgewirbelt, und die Rührung und die Fähnchen und der Schlager «Elisabeth», der reichlich geschnulzt wurde, und ... und ...

Dies die eine Seite; nennen wir's die deutsche Seite im Gegensatz zur helvetischen, wo man den Zauber bebenden Herzens vor dem Bildschirm und den Illustrierten mitschirmte und nachfuhrte. Das wäre eine Seite, und es ist schwierig, dazu keine Satire zu schreiben.

Indessen: Eine zierliche Frau hat in unseren Tagen für die Völker-verständigung mehr getan als sämt-

liche Konferenzen seit Kriegsende. Ueber allem Protokoll, über allem Schnickschnack, über aller indezenter publizistischer Ausschlachtung, die in ihrer Gesamtheit ein Höchstmaß an Lächerlichkeit erreichte, ist nicht zu vergessen, daß nach zwei Kriegen zwei Völker entdeckt haben, daß sie sich unbefangen die Hand reichen können, und daß für die überwältigende Mehrheit der Deutschen das Lied «und wir fahren gegen Engelland» eine völlig neue Bedeutung gewonnen hätte, wenn es überhaupt noch gesungen würde. Denn heute singt man «God save the Queen», und man meint es ehrlich. Und das ist wahrhaftig gut und schön.

Und diese Seite ist so erfreulich, daß man die andere als unausweichliches Beiwerk und mit Gelassenheit hinnehmen kann, auch wenn der republikanische Eidgenosse dabei zünftig in der Kopfgruppe der Monarchenverherrlicher mittat.

Bruno Knobel

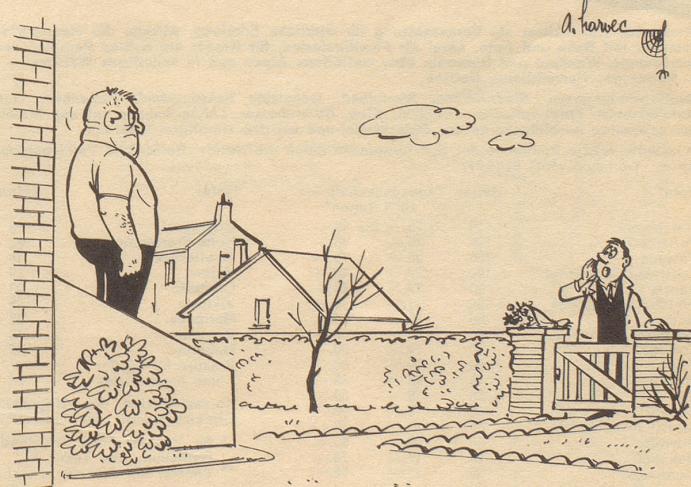
der Faule der Woche



Walti kauft ein Buch. Ein französisches, broschiertes, nicht aufgeschnittenes.

«Komisch», sagt Walti und schüttelt den Kopf, «nimmt mi wunder, wie die chönd es Buech trucke, wo no gar nid uufgschnitte isch.»

Bobby Sauer



«Dürfte ich Sie um die Hand Ihrer Tochter bitten?»